Das Glück von Blendheim.

Roman von Woldemar Urban.

(32. Fortsetzung.)

Der Gegensatz zwischen damals, als er ihn zuletzt gesehen und heute war zu gräßlich, als daß Felix Sellentin nicht hätte auf's Tiefste erschüttert sein sollen. Gustav Sellentin erschien furchtbar gealtert, sein Gesicht war grau und faltig und um die Mundwinkel entsetzlich verzerrt, als hätte ihn die Wuth über seinen Untergang bis zum letzten Augenblick in ihrem Banne gehalten. Wahrscheinlich hatte man sich beim Auffischen der Leiche eines spitzigen Hakens bedient, denn am Hals zeigte sich eine furchtbare, klaffende Wunde.

Mit einem Schrei des Entsetzens fiel Felix Sellentin bei der Leiche seines Bruders weinend nieder.

22.

Der Streik in Blendheim dauerte fort, trotz Zierold, der sein Wort gegeben, daß die Arbeiter es nicht vier Wochen aushalten könnten. Nicht vier Wochen, sondern sieben Wochen hatten sie es jetzt schon ausgehalten, und es war gar nicht abzusehen, wohin die Erbitterung und Verbissenheit, die auf beiden Seiten herrschte, noch führen konnte. Mittlerweile war die Ernte gekommen. Manche Arbeiter, bei denen der Mangel unerträglich wurde, gingen auf die Feldarbeit, andere taglöhnerten, noch andere borgten und hungerten sich durch. Man aß Kartoffeln und Brot, machte Schulden und schränkte die Bedürfnisse auf das Aeußerste ein — aus Trotz, aus Erbitterung, und da unter der vielköpfigen Menge der Arbeiter sich schließlich eine Spitze der Erregung herausbilden mußte, ein Punkt, um den sich aller aufgehäufte Groll ansetzte, so wurde Zierold, den man für die Seele des Widerstandes hielt, schließlich der am meisten gehaßte Mann in der ganzen Gegend.

Zierold saß noch mit einem großen Theil seiner Aktien fest. Er war nicht so behend und geschäftskundig gewesen wie Sternfeld, und glaubte nun den Ertrag der Fabrik zu schmälern um jeden Vortheil, den er den Arbeitern zuertheilte. Ging aber der Ertrag zurück, so war nicht daran zu denken, daß er seine Aktien wieder in die Höhe brachte.

So ging das aus einer Woche in die andere. Kein Mensch wußte, was nun überhaupt aus der Sache werden sollte, und das „Glück von Blendheim" drohte für Behörden und Einwohner eine Landplage erster Ordnung zu werden, die Opfer auf Opfer verschlang.

Um diese Zeit kam Felix Sellentin zum ersten Mal wieder nach Blendheim zurück. Seine Mutter war schon einige Wochen früher zurückgekehrt, wegen der Bewirthschaftung des Gutes, das Gustav Sellentin in sehr trauriger Verfassung zurückgelassen hatte. Felix war noch keine zwei Tage in Blendheim, als Zierold eines Morgens bei ihm vorfuhr. Er war außerordentlich freundlich und schien sehr erfreut über das verhältnißmäßig gute und kräftige Aussehen des Chemikers, bedauerte, daß es ihm nicht gelungen sei, ihn in Berlin zu treffen und schloß mit den Worten: Sie werden doch wieder in die Fabrik eintreten?

Sie sind sehr freundlich, Herr Director, mir ein solches Angebot zu machen, erwiderte Felix Sellentin, ich könnte aber selbstverständlich nur in eine Fabrik eintreten, in der gearbeitet wird. Was thue ich denn mit solchem leeren Kasten, in dem nichts geschieht.

Nun, darüber läßt sich ja noch sprechen.

Es ist schon darüber gesprochen worden, in Berlin, bevor ich von dort abreiste. Sternfeld will der Sache natürlich auch ein Ende machen und sagte mir: Entweder Sie werden zweiter Director in Blendheim, mit der Bedingung, daß der Ausstand aufhört, oder ich verkaufe meine Patente an die elektrische Gesellschaft in M. und gebe Blendheim auf.

Und das wollen Sie thun? fragte Zierold betroffen.

Was denn?

Ihre Patente nach M. verkaufen? Sie werden doch Blendheim nicht im Stiche lassen, Herr Doctor?

Ich habe in dieser Beziehung gar nichts zu wollen. Die Patente sind wohlerworbenes Eigenthum des Directors Sternfeld. Er kann sie verkaufen, wohin er will und hat sie nur auf meine Bitte dem „Glück von Blendheim" bisher reservirt. Aber er kann natürlich mit einer Fabrik, in der nichts fabricirt wird, auch nichts machen.

Das war für Zierold ein schwerer Stoß. Er kannte die Patente wohl und wußte, daß an ihnen die Aufträge für die Fabrik und damit ein neues Aufblühen hing. Wenn sie für ihn verloren gingen, konnte er mitsammt seinen Arbeitern einpacken, denn dann war er der Concurrenz nicht mehr gewachsen.

Und wie denken Sie sich denn die Beendigung des Ausstandes, Herr Doctor? fragte Zierold nach einer Pause.

Herr Director, Sie sind doch ein alter erfahrener und praktischer Herr. Sie wissen, was eine Maschine ist? fragte Felix Sellentin.

Zierold sah ihn verwundert an.

Um zu erreichen, daß eine Maschine ordentlich funktionirt und arbeitet, fuhr Felix Sellentin fort, ist es nöthig, daß alle Theile ordentlich geschmiert werden und in einander greifen, wie es sich gehört. Sonst wird aus der Sache nichts und das Ding bleibt stehen.

Ich verstehe nicht....

Genau so ist es mit Ihrer Fabrik. Ich begreife nicht, wie Sie sich in den Kopf setzen können, daß Ihre stärksten und mächtigsten Hebel an der Maschine, ohne die Sie nicht bestehen können, nämlich die Arbeiter, funktioniren sollen, auch ohne daß sie geschmiert werden.

Sie haben gut reden. Das macht sich in der Theorie sehr leicht, ist aber in der Praxis sehr schwer.

Natürlich. Wenn Sie zwanzig Procent Dividende haben wollen und die andern sollen Hals und Beine riskiren, um Brot und Kartoffeln zu haben, so ist die Sache allerdings in der Praxis sehr schwer.

Ich meine, es ist sehr schwer, sich mit Leuten zu verständigen, die nie zufrieden werden.

Man kann sich sehr wohl verständigen, aber man muß auch wollen. Machen Sie den Arbeitern doch einmal ein Angebot.

Die Arbeiter haben ja abgelehnt, mit mir zu verhandeln.

Eben deshalb will der Aufsichtsrath einen zweiten Director einstellen. Sie haben das Vertrauen verloren.

Mein Gott, ich bin ja schließlich zufrieden. Ich sehe ja wohl ein, daß ich den Widerstand der Arbeiter unterschätzt habe. Aber man mag wohl Acht geben, daß man nicht die Begehrlichkeit der Massen großzieht. Vergessen Sie nicht, daß die Maschine in allen ihren Theilen geschmiert werden muß.

Nun, ich denke, man hätte in Blendheim Zeit gehabt, vernünftig zu werden.

Zierold wollte etwas erwidern. Er wollte sagen, daß Doctor Sellentin in Berlin wohl auch Zeit gehabt habe, vernünftig zu werden. Aber er beschränkte sich darauf, den jungen Mann verwundert anzusehen. Was war aus dem schwächlichen, kränklichen Menschen, aus dem träumerischen und eigensinnigen „Erfinder", als den er Felix Sellentin vor Zeiten gekannt, in dem einen Jahr geworden! Zierold hatte damals schon die Idee gehabt, daß sich Felix Sellentin wohl einmal in ungeahnter Weise entwickeln könne, wenn er sich durchringe durch die ersten Anfänge. Das schien jetzt geschehen zu sein. Als zweiter Director in Blendheim konnte er leicht ein Einkommen von fünfzehn- bis zwanzigtausend Mark erzwingen, und da Zierold alt und müde war, so konnte man wohl annehmen, daß der Junge den Alten früher oder später einmal ablösen könne, wie die neue Zeit eben die alte ablöst. Sellentin war der Mann darnach. Eine Arbeitskraft allerersten Ranges, gepaart mit eisernem Willen und hochentwickelter Intelligenz, der nicht über jeden Geldsack stolperte, der im Wege lag, der den Tanz um's goldene Kalb, der so viele Opfer gefordert, nicht mitmachte, der in der Welt zwischen Schein und Wesen wohl zu unterscheiden gelernt — das war der Mann, der die Verhältnisse weiter ordnen und mit der Zeit wohl auch beherrschen konnte, der aus dem elend verknallten „Glück von Blendheim" wieder machen konnte, was man gewöhnlich unter „Glück" in der Welt verstand.

Schon am Abend desselben Tages— Gott weiß, wie die Gerüchte entstehen und sich verbreiten — erzählten sich die Leute im Weißen Lamm zu Blendheim, daß Doctor Felix Sellentin wieder zurückgekehrt sei und zweiter Director in der Fabrik werden solle. Einige der Arbeiter, die ihn sehr wohl von früher her noch kannten, hatten ihn sogar schon gesehen und lobten sein gutes, stattliches Aussehen und meinten, er hätte überhaupt nicht fortgehen sollen von Blendheim, dann wäre vermuthlich nicht so schreckliches Elend über alle gekommen.

Was doch für ein Unterschied zwischen zwei Brüdern sein kann, meinte Baumert, der noch immer einer der größten Wortführer der Arbeiter war, sein Bruder Gustav war ein Protz, ohne auch nur das allergeringste leisten zu können, während Felix, der in seinem Fach einer der tüchtigsten, stets ein ruhiger, bescheidener und stiller Mensch.....

Pst! unterbrach ihn plötzlich Jemand, und als sich Baumert umsah, bemerkte er, wie Felix Sellentin im selben Augenblick das Zimmer betrat. Felix Sellentin im Weißen Lamm gesehen zu haben, darauf konnten sich nur wenige besinnen, jedenfalls war das schon lange Jahre her und hatte eines ganz besonderen Anlasses bedurft. Einen solchen mochte man auch heute voraussetzen, und noch während sich der Chemiker flüchtig in der großen Gaststube umsah, rückte man an dem runden Stammtisch in der Mitte des Locals etwas zusammen, um ihm Platz zu machen. Daraufhin näherte sich Doctor Sellentin freundlich grüßend, einfach und bescheiden, wie es immer seine Art gewesen. Sein etwas hinkender Gang hatte auch auf die Arbeiter die Wirkung, daß sie ihn mit einem gewissen freundlichen Mitleid und zurückhaltendem Respekt ansahen.

Es freut uns, daß sie uns auch wieder einmal beehren, Herr Doctor, begrüßte ihn der Wirth, indem er ihm die Hand reichte. Nur schade, daß Sie in einer traurigen Zeit nach Blendheim zurückkommen.

Die Zeit ist für uns alle schwer, für den einen mehr, für den andern weniger. Für mich nicht am wenigsten, Herr Wirth. Guten Abend, meine Herren! Darauf nahm Doctor Sellentin am Stammtische Platz.

Selten war ein Gruß im Weißen Lamm so einstimmig erwidert worden. Doctor Sellentin hatte offenbar in der von Zank und Streit zerrissenen Gemeinde keine Feinde.

Nun, es wird sich ja wohl endlich wieder machen, fuhr der Wirth fort. Und wenn es wahr ist, was sich die Leute erzählen.... Er zögerte.

Was erzählen sich die Leute, Herr Wirth? fragte Doctor Sellentin ruhig.

Sie müssen es nicht übel nehmen, Herr Doctor, wenn ich so damit herausplatze, aber man erzählt sich fast allgemein, daß Sie als zweiter Director der Fabrik nach Blendheim gekommen seien und hier nun Ordnung machen wollten.

Alle Welt war natürlich froh, daß das heraus war, denn jeder wollte seine Neugier befriedigen und hören, was Doctor Sellentin selbst dazu sage.

So ganz richtig ist das nicht, erwiderte dieser unbefangen, aber auch nicht ganz falsch.

Aber, Herr Doctor, etwas Wahres ist also doch daran.

Ja, insoweit, als man mir eine zweite Directorenstelle an der Blendheimer Fabrik angeboten hat, fuhr Doctor Sellentin fort. Aber wie die Sache jetzt ist, liegt das noch im weiten Felde.

Wieso? fragte Baumert plötzlich scharf und hastig, sich in das Gespräch mischend.

Nun, das ist doch sehr einfach, erwiderte Doctor Sellentin sehr ruhig und gelassen, in einer Fabrik, in der nichts fabricirt wird, ist auch nichts zu dirigiren, also nicht nur der zweite, sondern auch der erste Director überflüssig.

Das wird doch wieder anders, meinte ein zweiter.

So lange die Herrschaften sich so ablehnend gegenüberstehen, nicht, erwiderte der Chemiker bestimmt.

Nun begann ein lautes, vielstimmiges Debattiren hin und her, daß wohl selten Jemand sein eigenes Wort hören konnte und eine Verständigung der allgemeinen Schreierei wegen ganz ausgeschlossen war. Einer meinte das, der andere jenes: einer schob die Schuld an dem Ausstande auf den, der andere auf jenen. Sellentin sagte kein Wort, aber er glaubte doch aus dem allgemeinen Geschrei herushören zu können, daß die Leute sammt und sonders nichts mehr wünschten, als so bald wie möglich wieder zu geordneten Zuständen zu gelangen. Es wäre ihnen offenbar eine Mittelsperson ebenso willkommen gewesen, als sie dem Aufsichtsrath, der die Idee mit dem zweiten Director ausgeheckt hatte, auch war.

Sie müssen doch wahrhaftig glauben, Herr Doctor, schrie ihn Baumert an, daß unser ganzes Dichten und Trachten nur darauf gerichtet sei, zu streiken.

Nein, das glaube ich nicht, erwiderte dieser einfach.

Es wird für uns vielleicht ein größerer Festtag sein, wenn wieder der erste Lohn ausbezahlt wird, als für alle Welt. Wir arbeiten gern, aber wir lassen uns nicht behandeln wie die Hunde, schrie ein anderer.

Das beabsichtigt Niemand, erwiderte Doctor Sellentin kräftig, und wenn Sie mir ruhig zuhören wollen, so will ich Ihnen gern mittheilen, wie man sich ungefähr die Beendigung des Streiks denkt!

Ruhig! Seid stille, haltet Ruhe, schrieen sich die Leute gegenseitig zu und es trat wirklich nach einiger Zeit eine gewisse Ruhe ein.

Wir könnten unser Bier zur Abwechslung auch einmal in Ruhe trinken, fuhr der Chemiker mit einer leichten Ironie fort, und dabei uns von unsern Angelegenheiten unterhalten, wie vernünftige Leute. Soviel ich von der Sache weiß, ist man jetzt im Aufsichtsrath mehr als je geneigt, den Arbeitern entgegen zu kommen, und besonders der Arbeiterfonds, auf den es Ihnen ja so sehr ankam, ist im Princip genehmigt. Er soll geschaffen werden. Aber nicht so hastig, wie Sie es vielleicht für möglich halten. Ein Unternehmen wie das „Glück von Blendheim" ist wie alles andere in der Welt an eine gewisse Entwicklung, an eine stufenweise Fortbildung gebunden, und ebensowenig wie Sie von einem Birnbaum im Frühjahr reife Früchte verlangen können, ebensowenig können Ihnen die Blendheimer Werke einen Fonds garantiren, den sie vielleicht in schlechten Jahren gar nicht abwerfen. Man muß Schritt für Schritt gehen. Dann kommt man zum Ziel; sonst nicht.

Das wollen wir ja aber auch thun, sagte Baumert, der aufmerksam zugehört hatte.

Das soll mich sehr freuen und da ich, wie ich offen und ehrlich bekenne, fuhr der Chemiker fort, doch einmal hier bin, um mich über die Stimmung unter den Arbeitern zu unterrichten, so lade ich Sie, Herr Baumert, ein, mich in meiner Wohnung zu besuchen. Kommen Sie zu mir und wenn Sie wirklich, wie Sie sagen, die Beendigung des Ausstandes wünschen, so thun Sie auch das Ihre zu dem Zweck. Besprechen Sie sich mit Ihren Herren Kameraden, hören Sie Ihre Meinung und dann sage ich Ihnen die Meinung des Aufsichtsraths. Vielleicht finden wir daraufhin einen Ausgleich.

Wann darf ich zu Ihnen kommen, Herr Doctor? fragte Baumert.

Wann Sie wollen. Ich werde immer für Sie bereit sein.

Damit war der erste Schritt zur Verständigung gethan und da man hüben und drüben viel Grund hatte, ernstlich zu wollen, so war auch gleich von Anfang an die Begeisterung für den Frieden groß. Baumert fühlte sich durch die Einladung des Chemikers ausgezeichnet und that deshalb sein Mögliches, die übrigen waren dem jungen Sellentin wegen seiner ruhigen, wohlmeinenden Unparteilichkeit sympathisch gesinnt, und wenn auch noch viele Streitpunkte bestanden, so konnte sich der Vermittler doch noch an demselben Abend, bevor er das Weiße Lamm verließ, der Hoffnung hingeben, daß der Weg, den er eingeschlagen hatte, gangbar war. Wie alles, was er in die Hand nahm, war auch die Vermittlung für ihn Ernst. Er wollte seine diplomatischen Sporen verdienen und dem Director Sternfeld beweisen, daß er ein praktischer Mann war.

(Fortsetzung folgt.)

Liszt und sein Friseur.

Erinnerungen an Liszt weiß Friedrich Mier, der in den Jahren 1859—1861 dem großen Komponisten in Weimar als Barbier diente, zu erzählen. Der Figaro, der seit 1872 in Amerika lebt, hat noch mancherlei Dokumente an diese „große Epoche" seines Lebens bewahrt, so z. B. eine Photographie Liszts, auf die er geschrieben hat: „Bei Mir" (wie Jupiter im „Orpheus in der Unterwelt") F. Liszt." Diese Anspielung auf den Namen des Friseurs knüpft an eine Stelle der Offenbachschen Operette an, die Liszts besonderes Entzücken erregte.

„Liszt," so erzählt Mier, „bewohnte einen Flügel des herzoglichen Palastes in der Nähe des Parks; dort ging ich ihn täglich rasieren. Er hatte auch noch einen Friseur für die Haare. Während ich ihn rasierte, hielt er die Augen geschlossen und bewegte seine Finger, wie wenn er auf einem unsichtbaren Klavier spielte. Kam ihm ein musikalischer Einfall, dann sprang er plötzlich auf, lief aus seinem Schlafzimmer in das angrenzende Gemach, wo ein Flügel stand, und das Gesicht ganz mit Seife bedeckt, spielte er manchmal solange, daß man ihn erst an die Wirklichkeit erinnern mußte und an meine Verzweiflung wegen der verlorenen Zeit. Das konnte 3—4mal während einer einzigen Sitzung passieren. Manchmal kam es sogar vor, daß durch die Gewalt des Spieles, dem sich der verzückte Meister hingab, eine Saite des Flügels sprang. Dann rief er mich, und ich mußte ihm helfen, das Klavier von den vielen Gegenständen zu befreien, die es bedeckten, damit er es öffnen und eine neue Saite einspannen konnte. Zum Lohn schenkte er mir dann Zigarren, die fast immer ausgezeichnet waren. Eines Morgens jedoch gab er mir welche und empfahl mir dabei, sie nur nach einer Tasse schwarzen Kaffees zu rauchen, indem er mich versicherte, ich würde daran meine ganz besondere Freude haben. Noch am selben Abend probierte ich das Geschenk, aber die erste Zigarre war abscheulich und die beiden anderen, die ich dann probierte, schienen mir noch entsetzlicher. Unser Zimmer war durch den Gestank so verpestet, daß meine Frau hereinstürzte und fragte, ob Haare in Brand geraten seien. Am andern Morgen verfehlte Liszt nicht, mich zu fragen, wie ich die Zigarren gefunden hätte. „Schrecklich, nicht zu rauchen!" rief ich, da lachte er sehr und sagte zu mir: „Ja, mein lieber Mier, es sind nicht die besten; man kann sie für ein paar Pfennige kaufen, aber sie sind unbezahlbar, um des Dienstes willen, den sie Ihnen leisten, denn Sie werden nach dieser Sorte die andern desto besser finden." Ich hütete mich wohl, gegen diese schöne Philosophie zu protestieren."

— Ein Phisiognomiker. Lieutenant (die neuen Rekruten betrachtend): „Na da wird es ja heuer reizende Neuheiten in Kasernenhofblüthen geben!"

— Alternative. Gattin: „Höre, ich hatte heute eine lange Unterredung mit Deinem Prinzipal wegen Deines Gehalts. Ich überzeugte ihn, daß es nothwendig sei, Dir Zulage zu geben." Gatte: „Das sagte er mir." Gattin: „Ah, er hat es Dir also schon selbst gesagt?" Gatte: „Ja, er sagte, er wollte lieber überzeugt als todtgeredet sein!"

— Objektive Kritik. Gast (der bemerkt, wie ein Herr mit übermäßiger Pedalbenutzung Klavier spielt): Um Himmelswillen, wer spielt denn hier so fürchterlich Klavier, Herr Wirth? — Wirth: Ach, das ist Herr Sprenger, Vertreter einer größeren hiesigen Firma. — Gast: Nun, wenn er dieselbe auch so energisch vertritt, wie das Pedal, dann kann sie sich gratulieren!

Dreihundert Millionen.

Auf seltsame Weise geerbt und freigebig verschenkt.

Auf seltsame Weise vermachte der Herzog von Galliera, ein Multimillionär und Besitzer der seinerzeit kostbarsten Briefmarken-Sammlung der Welt, seiner Gattin das riesenhafte Vermögen, das er hinterließ. Kurz vor seinem Tode übergab er ihr den Schlüssel zu seiner Privat-Bibliothek, die sie bis zur Stunde nie zuvor betreten hatte.

Es war ein einfacher Raum, in dem auf eichenen Bücherregalen ungefähr 300 Bände aufgereiht standen, alle in schwarzem Samt gebunden und mit goldenen Schlössern versehen. Jeder Band enthielt 1000 Seiten; jede Seite bildete eine Anweisung auf 1000 Frank, sodaß jeder Band eine Million Frank repräsentierte. Dieses Bibliothekzimmer enthielt also einen Schatz von rund 300 Millionen, eine fabelhafte Summe, zu deren Erwerb der Herzog sein ganzes Leben lang märchenhaft glückliche Spekulationen ausgesonnen und durchgeführt hatte.

Aber seine Witwe brauchte nicht allzu lange Zeit, um sich dieser Reichtümer wieder mit Eleganz zu entledigen. Kurz nach dem Tode ihres Mannes schenkte sie dem Herzog von Montpensier zwanzig Bände ihrer Bibliothek und stellte weiterhin alle ihre Reichtümer dem Hause Orleans zur Verfügung, dessen Bestrebungen auf die Wiedergewinnung der französischen Königskrone sie mit Leidenschaft unterstützte.

In ihrem Palast in der Rue des Varennes zu Paris fand anläßlich der Hochzeit der Prinzessin Amelie von Orleans mit dem Kronprinzen von Portugal, dem später ermordeten König Carlos, eine Soiree statt, die zu einer so herausfordernden royalistischen Demonstration gestaltet wurde, daß die französische Regierung diese Vorgänge zum Anlaß nahm, sämtliche Mitglieder des Hauses Orleans auszuweisen. Da sich die Herzogin von Galliera infolge der Angriffe der republikanischen Presse nicht mehr sicher fühlte, brach sie alle Verbindungen mit dem Hause Orleans ab und schenkte ihr Pariser Palais, das sie zuvor schon der Prinzessin Amelie testamentarisch vermacht hatte, unter Umstoßung dieses Testaments der österreichischen Botschaft in Paris. Der Wert dieses Palais wurde damals auf 12 Millionen Frank geschätzt.

Als Papst Leo der Dreizehnte sein fünfzigjähriges Priester-Jubiläum feierte, machte die freigebige Frau eine Walfahrt nach Rom, bei welcher Gelegenheit sie dem Papst als Peterspfennig eine Million Frank in Gold überreichte. Auf diese Art riß sie ein Blatt nach dem andern aus den Büchern ihres Vermögens heraus, bis schließlich „nur noch hundert Bände übrig blieben. Aber sie blieb weiterhin bestrebt, diesem Reichtum durch die Aussetzung großer Legate ein Ende zu machen. Nachdem sie bereits unzählige Stiftungen für Waisenhäuser und Lazarette" gemacht hatte, schenkte sie zum Ausbau des Hafens von Genua, den ihr Mann für 30 Millionen Lire erbaut hatte, weitere 25 Millionen und setzte für den Rest ihres Vermögens die Kaiserin Friedrich als Universalerbin ein.

In einem Holzbett, das in jenem alten Bibliothekzimmer stand, hauchte diese Frau, die die reichste Europas gewesen war, und deren größtes Glück darin bestanden hatte, ihre Reichtümer zu verschenken, ihren letzten Seufzer aus.

Das große Faß in London.

Als die Alliierten sich 1815 in Paris befanden, machten einige deutsche und russische Generale einen Abstecher nach London. Barcley, einer der größten und reichsten Londoner Brauer, zeigte ihnen sein Etablissement und führte sie dann in ein großes, prachtvoll eingerichtetes Zimmer, wo er sie auf das opulenteste bewirtete. Nach Aufhebung der Tafel geleitete er seine Gäste hinaus und zeigte ihnen, daß sie in einem Fasse gespeist hatten.

— Wahres Geschichtchen. Zwei deutsche Maler sitzen zufällig in der Campagna ziemlich nahe bei einander an der Arbeit, ein Dresdener und ein Berliner, ein Künstler und ein Maler. Endlich machen sie sich mit einander bekannt, und der Künstler wundert sich, als er auf dem Bilde des andren „die bekannten" glutfarbenen, saftigen, roten, blauen, grünen für Italien „charakteristischen" Töne findet. „Aber sehen Sie das denn auch wirklich so?" fragt er. Der andre: „Ja, wenn ick dat nich so malen würde, dann globt et mir doch Keener, dat ick hier war. . ."

— Der verliebte Kanzlist. Advokat: „Sie, Winkelmayer, ich finde da in dem Gesuche, welches Sie für die vorhin anwesende Dame geschrieben haben, einen abscheulichen Fehler! Da steht „die ergebenst Unterzeichnette"... Was sollen denn die zwei t bedeuten?"

Kanzlist: „Ach, entschuldigen Sie, Herr Direktor, aber die Dame war wirklich gar so nett!"

Schwimmende Inseln.

Das seltsame Phänomen schwimmender Inseln hat oft die Phantasie der Menschen beschäftigt; im Altertum blickt man mit einer Art abergläubischer Ehrfurcht auf die seltsamen Launen der Natur, und die romantische Geschichte von Delos, der Heimatinsel des Apoll und der Artemis, ist nur eins von vielen Beispielen, in denen wandernde Inseln in der Literatur des klassischen Altertums eine Rolle spielen. Plinius erzählt uns von einem dunklen Walde auf dem See von Wadimonis; man habe diesen Wald niemals an gleicher Stelle gesehen; er schildert sodann die Lydischen Calaminae-Inseln, die nicht allein vom Winde hin- und hergetrieben wurden, sondern auch mit Hilfe von Pfählen und Stöcken bewegt werden konnten. Schwimmende Gärten sind in der Geschichte keine Seltenheit und sind mehr als einmal in Ländern, die plötzlichen Ueberflutungen ausgesetzt waren, künstlich geschaffen worden. Sie stiegen mit den Fluten empor und erlitten keinen Schaden. Die berühmten schwimmenden Gärten von Kaschmir sind dafür ein Beispiel.

In der Nähe der Stadt Mexiko, auf dem See von Xochimilco, gibt es unzählige schwimmende Gärten, die von den Mexikanern Chinampas genannt werden, und auf denen Blumen und Gemüse wachsen. Diese schwimmenden Gärten bestehen aus großen Massen von Wasserpflanzen, auf denen sich eine Erdschicht gebildet hat, die auf diese Weise schwimmt. Auf dem See von Xochimolco hat man die Inseln verankert, indem man sie durch große Pappelstämme befestigte. Die Pappeln schlagen Wurzeln und umgeben so diese schwimmenden Gärten mit natürlichen Hecken.

Zu den größten schwimmenden Inseln zählen jene, die durch die von großen Strömen bisweilen mitgeführten Baum- und Gesträuchmassen sich bilden und oft in ihrer Anhäufung sehr stattliche Größe erreichen. Man kann solche schwimmende Inseln auf dem Mississippi und seinen Nebenflüssen beobachten. Wir nennen diese schwimmenden Inseln „Rafts", und eines der größten dieser „Rafts" ist wohl das im Jahre 1778 im Unterlauf des Mississippi entstandene Eiland. Es begann sich in dem Atchafalaya zu bilden und wuchs von Jahr zu Jahr, bis es 1816 eine Länge von zehn englischen Meilen bei einer Breite von über 200 Metern erreichte. Die Insel sank und stieg mit dem Wasserspiegel, war aber groß genug, um Bäume bis zu 65 Fuß Höhe wachsen zu lassen. Sie mußte später vom Staate mit gewaltigen Kosten beseitigt werden, da sie zu einem Verkehrshindernis geworden war. Die Beseitigung dieser Insel begann 1835 und nahm vier Jahre in Anspruch. Vor kurzem versperrte auch eine große schwimmende Insel die Schiffahrt des Red River auf einer Strecke von 45 englischen Meilen, bis die amerikanische Bundesregierung mit erheblichem Kostenaufwand das Hindernis beseitigen ließ. Es kommt nicht selten vor, daß die Wogen an der Meeresküste Waldstücke und Sträuchermengen abbrechen, die dann zu schwimmenden Inseln werden.

Auf diese Weise erklärt sich wahrscheinlich der Ursprung einer großen schwimmenden Insel, die im Juli 1892 zuerst 400 Meilen östlich von New Jersey im Atlantischen Ozean gesichtet wurde. Sie hatte einen Umfang von 9000 Quadratfuß und trug 30 große Bäume. Als sie im folgenden September wieder gesichtet wurde, hatte sie eine Reise von 1000 englischen Meilen zurückgelegt.

Mode.

Ein Berliner kommt zum ersten Male nach Wien. Als Geschäftsreisender, der anständige Reisespesen bezieht, spart er nicht mit den Trinkgeldern.

Er kommt in ein Café. Der Oberkellner nennt ihn „Herr Baron".

Er läßt sich seine Koffer zu den Kunden transportieren. Der Dienstmann nennt ihn „Herr Baron".

Er läßt sich rasieren. Der Friseur nennt ihn „Herr Baron".

Gegen Abend sitzt er im „Griechenbeißl" und kommt mit einem Wiener ins Gespräch. Dieser ist ein städtischer Beamter und vermutet in dem eleganten Norddeutschen zum wenigsten einen Offizier in Zivil.

„Sagen Sie mal," fragt der Berliner, „wie kommt denn das, daß man hier überall „Herr Baron" tituliert wird?"

„Jo wissens, Herr Baron," sagt der Wiener, „'s ist nur so Mode. Hier nennt man eben an jeden Dumpn „Herr Baron"!"

— Ironie des Schicksals. „Alle Wetter, sind Ihnen aber in den letzten Jahren die Haare ausgegangen!"

„Das kommt von dem vielen Grübeln; ich habe nämlich etwas erfunden."

„So — was denn?"

„Ein Haarerzeugungsmittel!"

Ohne direkte Seewege.

Noch ein Bedürfnis Mexikos für seinen kulturellen Fortschritt.

Eine der Beziehungen, in welchen die große mexikanische Republik eine Ausnahme-Stellung unter den wichtigen Ländern einnimmt, ist die Entwicklung oder Nicht-Entwicklung des Ozean-Weltverkehrs.

Bis jetzt wird der bei weitem größte Teil des auswärtigen Handelsverkehrs von Mexiko mit den Ver. Staaten gepflogen, was natürlich für diese nur erwünscht sein kann. Es läßt sich indes nicht gerade behaupten, daß diese Zuwendung die Folge einer außerordentlichen Vorliebe der Mexikaner für die Amerikaner sei.

Mexiko hat aber tatsächlich keinen unmittelbaren oder ausschließlichen Ozean-Transport auf Linien, welche die Häfen seiner Ost- oder seiner Westküste mit irgend einem anderen Lande verbinden könnten, außer den Ver. Staaten. Veracruz und Tampico bilden wohl Anlauf-Häfen für eine einzige ausländische Linie, welche regelmäßige Fahrten über den atlantischen Ozean macht, aber auch Havana und gewisse Häfen der Ver. Staaten auf ihren Fahrten in sich begreift. Eine ganze Ladung mexikanischer Produkte auf einem dieser Dampfer ist etwas geradezu Unerhörtes; und die gesamte Menge Geschäft, welche sie handhaben, ist nur unbeträchtlich im Vergleich zu demjenigen, das Mexiko unmittelbar mit den Ver. Staaten treibt.

Und so besteht an der mexikanischen Westküste, wenigstens an mehreren Punkten, eine gewisse Verbindung mit dem Orient, wie auch mit der Pazifik-Küste der Ver. Staaten und Südameritas, — aber wiederum nur durch beiläufige Vermittelung ausländischer Fahrzeuge, deren Hauptbestimmung eine andere ist, und die ebenfalls sogut wie niemals eine volle Ladung mexikanischer Erzeugnisse befördern.

Uebrigens wird auch der größere Teil des direkten Handelsverkehrs zwischen Mexiko und den Ver. Staaten noch jetzt mit der Eisenbahn betrieben. Ohne entsprechenden See-Verkehr wird Mexiko aber seine Hilfsquellen nie genug ausbeuten können.

Eine Musterstadt für Arbeiter.

Bei Camden, N. J., ist seit kurzem eine neue Arbeiterstadt im Entstehen begriffen, in welcher die Schiffsarbeiter der New York Shipbuilding Company untergebracht werden sollen. Das Projekt soll etwa drei Millionen Dollars kosten. Es werden Musterhäuser gebaut werden, welche von den Arbeitern entweder angekauft oder gemietet werden können. Die Kontraktoren werden nicht nur die Häuser bauen, sondern auch die Straßen; Parks werden angelegt, ebenso Spielplätze für die Kinder, und auch an sonstigen Gelegenheiten zur Erholung soll es nicht fehlen. Nützlichkeit und Schönheitssinn werden mit einander wetteifern, um „Haddon Township", wie der neue Platz genannt werden wird, zu einem begehrenswerten Wohnort zu gestalten, in welchem etwa 3000 Arbeiter ihr Heim finden sollen. Die für die Bauten erforderliche Summe wird der Shipbuilding Company zum Zinsfuß von fünf Prozent auf den Zeitraum von zehn Jahren von der Regierung vorgestreckt, während die Stadt Camden, in deren munizipale Grenzen Haddon Township eingeschlossen werden soll, Schulen, Feuerwehrhäuser, eine Wasserleitung und Kanalisierung liefert.

Man geht bei diesem Plan von der richtigen Voraussetzung aus, daß es für die Güte der zu liefernden Arbeit nur von Nutzen sein kann, wenn dem Arbeiter ein ordentliches und bequemes Heim geboten wird, in dem er seine Mußestunden zubringen und angemessene Erholung finden kann. Hie und da, in ganz vereinzelten Fällen, haben Privatkorporationen dieses Prinzip verfolgt, aber zumeist haben sich die Arbeitgeber wenig um den Komfort ihrer Angestellten bekümmert. Heute, wo ganze Fabrikstädte sozusagen aus dem Boden schießen, wo plötzlich in manchen Distritten enorme Arbeiterbevölkerungen zusammenströmen, ist die Berücksichtigung des Komforts für die Arbeiter eine gebieterische Forderung geworden, und die Bundesregierung hat die Initiative ergriffen, um die Leute, welche schwer für die Herstellung von Kriegsartikeln arbeiten müssen, durch Gewährung eines bequemen Heims zufrieden zu erhalten.

— Zeichen der Noblesse. Beitel (zu seiner Frau): Der Baron is wirklich e nobler, e feiner Mann. Denk' Dir nur, wie ich dort war, hat er sich gerade abgeschnitten die Nägel.

— Ausgleich. Sie: Ach, Adolar, ich fand es so sinnig, daß dir der Herr Pastor nach der Trauung eine Bibel schenkte.

Er: Ja, ich dachte ooch dran, da hätte dir der Standesbeamte wenigstens ein Kochbuch schenken können!